



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Erinnerungen aus der Kriegsgefangenschaft in den Jahren 1870 und 1871

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Erinnerungen aus der Kriegsgefangenschaft in den Jahren 1870 und 1871



Die Schlacht bei Beaune La Rolande, am 28. November 1870, hat nach einem Ort ihren Namen bekommen, um den besonders heftig gekämpft, und der von den braven Sechzehnern und Siebenundfünfzigern so ruhmvoll und siegreich verteidigt wurde. Sehr heftig wurde aber auch auf dem linken Flügel des zehnten Armeekorps gegen die überlegene Macht des achtzehnten französischen Korps gekämpft, jedoch mit wechselndem Glück. Namentlich drehte sich der Kampf stundenlang um Suranville. Die Sechsendfünfziger und die Einundneunziger eroberten es am Vormittag und machten dabei viele Gefangne; sie hielten es auch lange Zeit gegen den immer von neuem andringenden weit überlegenen Feind, mußten es aber gegen Mittag doch endlich räumen und sich nordwestlich auf Les Cotelles und den dahinter liegenden Mühlenberg zurückziehen. Das Bataillon, bei dem der Verfasser dieser Erinnerungen als junger Reserveleutnant stand, hielt das Dorf Les Cotelles besetzt, indem einige Kompagnien gegen die nun von Suranville heftig andringenden Feinde kämpften und sie durch energisches Feuern erfolgreich abwehrten, während meine Kompagnie sich in und zwischen den Gehöften des südlichen Dorfrandes zur Verteidigung eingerichtet hatte, um die Feinde abzuwehren, die rechts und links von der nach Bellegarde führenden Chaussee standen. Auf dieser Südseite gab es aber lange Zeit so gut wie gar nichts für uns zu tun, da der Feind nicht bis auf Schußweite herankam, wir also keine Möglichkeit zu schießen hatten. Auch die Franzosen schossen mit ihren Gewehren, die viel weiter, als die unsrigen, trugen, stundenlang nur wenig und brachten uns keine Verluste bei.

Bald nach Mittag jedoch rückten sie plötzlich heftiger vor und feuerten stärker. Infolgedessen wurde es auf unsrer Seite für ratlos gehalten, von der auf dem schon erwähnten Mühlenberge aufgestellten Artillerie zwei Geschütze weiter vorzuschieben, um den Feind kräftiger abzuwehren; denn von dem Mühlenberge konnte das Gelände südlich von Les Cotelles nicht genügend übersehen werden. Diese beiden Geschütze fuhren aber durch die südliche Umfassung des Dorfes östlich von der Chaussee leider zu weit vor, sodaß sie ihre Bestimmung nicht erfüllen konnten. In dem Augenblick, wo abgeprobt wurde, überschüttete der Feind die beiden Geschütze mit einem solchen Hagel von Geschossen, daß von der Bespannung des einen Geschützes zwei Pferde getötet, zwei verwundet und dazu ein Teil der Bedienungsmannschaft kampfunfähig gemacht wurde. Da nun auch der Boden tief aufgeweicht war, konnten die übrig gebliebenen Pferde dieses Geschütz nicht wegziehen, es mußte stehn bleiben; nur durch die größte Tapferkeit der Leute war es möglich, die Proge und das andre Geschütz zurückzubringen. Zwar wurden durch den Adjutanten unsers Bataillons sehr schnell frische Pferde vom Windmühlenberge herbeigeholt, freiwillige Mannschaften erboten sich, den Versuch zu machen, mit diesen das Geschütz zurückzuschaffen. Da jedoch der Feind noch näher herangerückt war und sehr heftig und wirksam feuerte, verbot unser Bataillonskommandeur jeden Versuch zur Rettung des Geschützes, daß nicht unnötige Verluste herbeigeführt würden. So blieb dieses Geschütz den Feinden preisgegeben und wurde dann die erste Ursache dazu, daß nachher ich mit dem kleinern Teile meines Zuges in die Gefangenschaft der Feinde geriet.

Um die vierte Nachmittagsstunde begann nämlich der Feind das Dorf Les Cotelles auch von Westen zu umfassen, bedrohte es nunmehr also von drei Seiten;

so wurde das Signal zum Räumen des Dorfes und zum Rückzuge gegeben. Der unter meiner Führung stehende Zug hatte zuletzt seine Stellungen zu verlassen und somit den Rückzug zu schließen. Dazu kamen wir aber nicht mehr in geordneter Weise. Ehe noch alle meine Leute die Gehöfte, in und zwischen denen sie standen, verlassen und sich gesammelt hatten, als einige schon die Dorfstraße passiert hatten und sich auf dem von einer steinernen Mauer umgebenen Kirchhofe sammelten, andre noch herbeiliefen, sahen wir ganz plötzlich und unerwartet eine Schar feindlicher Lanciers, etwa fünfzig Mann, heransprengen. Da ihr Herannahen erst bemerkt wurde, als sie nur noch dreißig bis vierzig Schritte von uns entfernt waren, konnte ich nicht einmal versuchen, meine Leute zusammenzurufen; ja, ehe sich auch nur kleine Haufen schließen und ehe einzelne Leute feuern konnten, waren die Reiter mit ihren eingelegten Lanzen schon mitten zwischen uns, ritten einzelne nieder, bewegten ihre Lanzen drohend vor unsern Gesichtern hin und her und machten jeden Widerstand unmöglich.

Der kommandierende Offizier, ein Eskadronchef, sprengte mit geschwungnem Säbel auf mich los, indem er wiederholt rief: *Où sont les pièces de canon?* Doch war ich durch das Furchtbare und Entsetzliche, das in dieser Minute so plötzlich über mich und meinen Zug hereingebrochen war, so aufgeregt und außer mir, daß ich zunächst gar nicht klar erfassen konnte, was vorging, und nicht verstand, was er rief und wollte. Nur so viel wurde mir klar, daß ich nicht imstande war, mich zur Wehr zu setzen oder der Gewalt der Reiter, in der ich war, zu entfliehn; so mußte ich denn dem Offizier meinen Degen überreichen und mich gefangen nehmen lassen. Dem Umstande, daß zugleich einige Granaten in die Reiterschar einschlugen und Verwirrung in ihr hervorriefen, ist es zuzuschreiben, daß es, wie ich später erfuhr, dem größern Teil meiner Mannschaften gelang, zu entkommen und das Bataillon zu erreichen, das inzwischen seinen Rückzug aus *Les Cotelles* ausgeführt hatte, ohne von diesem letzten Vorgange etwas zu bemerken. Etwa die kleinere Hälfte des Zuges wurde mit mir gefangen genommen. Ein Unteroffizier und ein Mann sind am andern Tage, als die Unsern *Les Cotelles* wieder besetzten, von vielen Lanzenstichen durchbohrt als Leichen gefunden worden; die Braven hatten sich also zur Wehr gesetzt und ihr vergebliches Bemühen mit dem Tode bezahlt.

Die Gedanken oder die Empfindungen, die mich in diesen Augenblicken — denn das Ganze war natürlich das Werk einer Minute — erfüllten und durchwogten, wiederzugeben oder zu schildern, bin ich nicht fähig. Gewiß erfaßte mich Schrecken über die Todesgefahr, die so unmittelbar noch nie im Verlaufe des Feldzugs an mich herangetreten war; ich war entsetzt über die Lage, in die ich so plötzlich geraten war, mir graute vor dem, was mir bevorstand. Dazu kam auch wohl Ärger, Zorn u. a. Wer nicht in gleicher oder ähnlicher Lage gewesen ist, wird sich wohl schwerlich ganz hineindenken können; und mir selbst hebt noch jetzt immer wieder das Herz, so oft ich an diese Stunde denke, und mir zittert noch die Hand, wenn ich von ihr schreibe.

Nebst einigen Leuten wurde ich von mehreren Reitern genötigt, mit ihnen schnelligst das Dorf zu verlassen und in schnellem Marsche südwärts zu eilen. Es dauerte nicht lange, da kam der Eskadronchef wieder an mich herangeritten und fragte von neuem nach den *pièces de canon*, und nun konnte ich aus seinen Worten verstehen, daß er mit seinen Reitern ausgesandt war, das stehen gelassene preußische Geschütz zu holen; er war aber zu weit vorgeritten und hatte infolgedessen ganz zufällig uns getroffen und gefangen genommen. Ob er dann noch Reiter nach der richtigen Stelle gesandt hat, weiß ich nicht mehr.

Er versuchte sich mit mir zu unterhalten und ließ auch, obwohl ich wenig dazu geneigt war, nicht ab, mich zu fragen. Seine erste Frage, woher ich stamme, beantwortete ich ganz kurz: *Je suis Prussien*; als er dann erklärte, daß er das ja an meiner Uniform sehe, aber gern wissen wolle, welchem Teile Preußens oder Deutschlands ich entstamme, erwiderte ich noch ebenso kurz: *d'Hanovre*. Da wurde er lebhaft und rief mir mit großem Eifer zu: *Ah, monsieur, alors vous n'êtes*

pas Prussien! und er ließ sich auch durch meine barsche Antwort: *Mais oui, je suis Prussien*, nicht stören, des Längern auf mich einzureden. So weit ich ihn verstehen konnte, sprach er seine Verwunderung darüber aus, daß ich mich „Preuße“ nannte und mich nicht gleich als Hannoveraner zu erkennen gegeben hätte, da ich als solcher doch auf Sympathien bei den Franzosen rechnen könnte. Ganz vergeblich war es, daß ich ihm bestimmt und kurz erwiderte, ich sei nichts andres und wolle nichts weiter sein, als Preuße und preußischer Offizier, und wünsche, nur als solcher von ihm angesehen und behandelt zu werden. Er ließ nicht nach, mir Vorstellungen zu machen, die dahin gingen, daß wir Hannoveraner, die wir im preußischen Heere am Kriege gegen Frankreich teilnahmen, doch sehr undankbar seien gegen dieses Land, das unsre aus der Heimat entflohenen Landsleute, die sich der preußischen Herrschaft entzogen hätten, so freundlich aufgenommen habe; ich solle mich also freuen, jetzt in französische Gefangenschaft geraten zu sein usw. Ich war ja viel zu aufgereggt, war damals auch noch zu ungewandt im Sprechen des Französischen, als daß ich ihm hätte ordentlich antworten können; doch bemühte ich mich, ihm ganz höflich aber auch nachdrücklich zu sagen, daß ich mit den landesflüchtigen Hannoveranern durchaus nichts gemein hätte und auch gar nichts zu tun haben wolle, daß ich vielmehr preußischer Soldat und Offizier sei und meine Pflicht als solcher kenne. Es kam mir vor, als wenn ihm das nicht so ganz verständlich sei; er gab es bald auf, mich andern Sinnes zu machen, bot mir aber sehr freundlich seine Hilfe an, wenn ich meinen Angehörigen eine Mitteilung über mich und mein Geschick senden wolle. Ich hätte natürlich von diesem Anerbieten sehr gern Gebrauch gemacht, aber es wurde mir nachher dazu leider keine Gelegenheit mehr gegeben.

Bei unserm Marsche konnten wir rechts und links die Feinde in ihren Stellungen und im Vormarsch sehen, und wir mußten über die große Anzahl der Truppen staunen, die uns gegenüber im Kampfe gewesen waren, über ihre gute Kleidung und Ausrüstung, über die verschiedenen Waffengattungen usw. Manche eilten nahe an den Weg heran, um uns anzugaffen und sich über unsern Anblick zu freuen; sie hatten doch wohl fast alle noch keinen deutschen Soldaten in solcher Nähe gesehen. Sie blieben dabei aber im ganzen ruhig und enthielten sich aller Zurufe gegen uns. Unterwegs kam uns auch der Regimentskommandeur der Lanciers entgegengeritten und ließ sich von dem Eskadronchef Meldung machen. Dabei erhielt er offenbar auch über mich einen Bericht, denn er kam bald an mich herangeritten und begann sich mit mir zu unterhalten. Da er aber sehr rasch und deshalb für mich undeutlich sprach, konnte ich nicht viel von dem verstehen, was er sagte; doch kam es mir vor, als ob auch er mir Vorwürfe machte, daß ich als Hannoveraner gegen Frankreich mitgekämpft hätte und mich nun nicht freute, durch meine Gefangenahme dem überhoben zu sein. Aber bald gab er das auf, da er wohl aus meinen Antworten merkte, daß ich für solche Vorstellungen durchaus nicht empfänglich war.

Als schon völlige Dunkelheit eingetreten war, erreichten wir nach einem Marsche von mehr als einer Stunde das Dorf Vaden. Hier schwenkten plötzlich die Lanciers von uns ab, und ich wurde nebst einem Mann einigen Gensd'armes übergeben, die uns zu einem etwas abseits stehenden Hause führten; wo die übrigen Leute blieben, die mit mir bis hierher gekommen waren, erfuhr ich zunächst nicht. In dem Hause, zu dem man uns beide brachte, war der untere Raum ein Wachtlokal, während oben ein Feldtelegraphenbureau lag. Vor einem Kamin, worin ein Feuer munter brannte, saßen einige Gensd'armes, die uns mit Staunen und Jubel empfangen. Zunächst gönnten sie uns auch einen Platz am Kamin, damit wir uns wärmten, wiesen uns jedoch bald in ein anstoßendes dunkles und dumpfes Gemach, wo eine große Britsche mit etwas Stroh stand. Da konnten wir uns denn hinlegen und uns ungestört den Gedanken überlassen, die nun in schrecklicher Hast und wirrem Durcheinander heranströmten. Dem Körper, der seit dem frühen Morgen nicht zum Sitzen oder Ruhen gekommen war, tat das Liegen natürlich sehr wohl,

der Geist aber konnte sich nun erst recht nicht beruhigen, arbeitete jetzt vielmehr bei der äußern Stille nur um so heftiger. Nach einiger Zeit löste sich die große Erregung meiner Nerven in einem starken Tränenstrom auf, doch auch der brachte keine Beruhigung. Und das ist ja auch ganz natürlich. Das Gefühl, kriegsgefangen zu sein, ist ohne Zweifel für jeden Soldaten schrecklich, ganz besonders aber wohl für einen jungen Offizier, bei dem zu allen andern Empfindungen auch noch quälende Gedanken kommen, wodurch er etwa sein und der Seinen Los verschuldet habe, ob er es vielleicht hätte vermeiden können und dergleichen.

Wir beide hatten mindestens eine Stunde so still gelegen, jeder für sich mit seinen Sorgen und Gedanken beschäftigt, da wurde plötzlich die Tür unsers Verließes geöffnet und ein Unteroffizier meines Zuges zu uns gebracht. Das erregte natürlich unsern ganzen Schmerz von neuem, wenngleich es uns nun auch Anlaß gab, uns über die letzten Stunden und das, was wir erlebt und durchgemacht hatten, auszusprechen. Freilich konnte solches Aussprechen uns keinen Trost bringen, es diente jedoch zur Beruhigung der Nerven; und im Austausch der Meinungen fand allmählich auch der Gedanke Raum, daß auch dieses Unglück eine Fügung des allmächtigen Gottes sei, in die wir uns schicken mußten. Noch gar nicht kam uns in diesen Stunden die Sorge, was nun aus uns werden möchte; wohl aber gedachten wir mit Schmerz an die Kameraden, die mit uns gefangen waren, dachten mit Sehnsucht an die Kompanie und das Bataillon, von denen wir so jäh losgerissen waren. Allmählich machte aber auch der Körper sein Recht geltend, und als die Gensd'armes uns etwas zu essen anboten, schlugen wir das nicht aus, sondern nahmen einige Speise zu uns. Bis dahin hatten sich diese Gensd'armes also ganz angemessen, ja freundlich gegen uns benommen; als wir aber spät am Abend einmal hinausgehen wünschten, wollten sie uns nur gefesselt ins Freie gehen lassen. Natürlich weigerten wir uns dessen zunächst ganz entschieden, und ich erklärte ihnen bestimmt, sie hätten kein Recht, einen Offizier zu binden. Auch einer der Telegraphenbeamten, der zufällig dabei war, suchte es ihnen auszureden und sie auf das Angehörige ihres Ansinnens hinzuweisen, doch alles das nützte gar nichts, sie beriefen sich beharrlich auf ihre angebliche Instruktion, und so blieb mir schließlich nichts übrig, als mich darein zu finden und mir eine Handschelle gefallen zu lassen.

Die Nacht ging in sehr unruhigem Schlaf und mit vielen wirren Träumen nur sehr langsam hin, und ebenso schlichen die Stunden des folgenden Tages, wie es uns vorkam, viel langsamer als sonst, ohne eine Veränderung unsers Schicksals zu bringen. Wir lagen bald auf unsrer Britsche, bald saßen wir am Kamin und sahen viele Offiziere oder Ordonnanzen zum Telegraphenbureau gehen und sich wieder entfernen. Selbstverständlich waren wir Gefangnen für alle ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, doch kam fast gar nichts Besondres und Erwähnenswerthes dabei vor. Ein General jedoch, der auch den Raum passierte, um zum Telegraphenbureau zu gehen, redete mich, als wir aufgestanden waren, freundlich und teilnehmend an, fragte nach dem Truppenteile, dem wir angehörten, usw. Vous avez une belle armée, meinte er unter anderm und erwiderte dann auf meine Entgegnung: Mais nous sommes malheureux à présent, scherzend, wir sollten doch den Franzosen nach allen ihren Niederlagen und Verlusten auch einmal einen kleinen Erfolg gönnen. Während er oben war, hatte ihm der schon erwähnte Telegraphenbeamte erzählt, was die Gensd'armes am Abend vorher mir angetan hatten. So trat er denn, als er wieder herunterkam, lebhaft auf mich zu, reichte mir die Hand und sagte: Mon lieutenant, je vous demande pardon au nom de l'armée française, und sprach mir des Längern sein Bedauern und seine Mißbilligung aus über die Härte, die mir zugefügt worden sei; natürlich bemühte ich mich, so gut ich konnte, ihm dafür Dank zu sagen.

In der folgenden Nacht wurden wir plötzlich gegen vier Uhr Morgens durch starkes Klopfen an die Tür und den Ruf „debout“ aus dem Schlafe geweckt und aufgefordert, uns möglichst schnell fertig zu machen, da wir fortgeschickt werden

sollten. Bald wurden wir etwa eine halbe Stunde weit in den Park eines Schlosses bei Bellegarde gebracht, wo auch die andern Leute meines Zuges, die mit mir gefangen genommen waren, und noch mehrere andre Mannschaften von verschiedenen deutschen Truppenteilen, die in den letzten Tagen in Gefangenschaft geraten waren, versammelt wurden; im ganzen waren es etwa hundert Mann, von einer großen Anzahl französischer Soldaten bewacht. Es waren zwei Kompagnien gardes mobiles aus der Vaucluse, der Gegend von Avignon, unter deren Bedeckung wir südwärts über die Voire geführt werden sollten. Der älteste Kapitän, der die ganze Eskorte befehligte, bot mir als Offizier einen Wagen an; doch wollte er nicht erlauben, daß ein mit mir gefangener Portepesführer und ein Bizefeldwebel, den ich hier unter den andern Gefangenen fand, mit einstiegen, obgleich ich ihm versicherte, daß beide in Offizierstellungen gewesen seien. So hielt ich es denn für richtiger, das freundliche Anerbieten auch für mich dankend abzulehnen. Das hatte aber keineswegs zur Folge, daß er oder die andern Offiziere nun nicht rücksichtsvoll und höflich gegen mich waren; im Gegenteil, sie verstanden offenbar den Grund meiner Ablehnung und achteten ihn. In den zwei Tagen, während deren wir der Behütung dieser Offiziere und ihrer Soldaten überlassen waren, bemühten sie sich geflissentlich, so viel sie konnten, unsre Lage zu erleichtern, indem sie sich mit uns (d. h. dem Führer, dem Bizefeldwebel und mir) unterhielten, uns beim Raufen und an den beiden Abenden zu ihren Mahlzeiten heranzogen, ihre Getränke, Zigarren und Zigaretten mit uns teilten usw. Sie waren nach deutscher Bezeichnung Reserve- oder Landwehroffiziere, gehörten teils dem Kaufmanns-, teils dem Gutsbesitzerstand an, und zwei von ihnen hatten längere Zeit in Deutschland gelebt und in großen Geschäftshäusern gearbeitet, der eine in Düsseldorf, der andre in Heidelberg. So gab es auch in unsern so eigentümlichen und traurigen Verhältnissen doch manchen und mancherlei Stoff zur Unterhaltung, und ich werde mich deshalb dieser fünf Herren und der Stunden, die ich mit ihnen verlebte, immer mit großer Dankbarkeit erinnern und bewahre das Blatt, auf dem sie mir bei unsrer Trennung ihre Namen aufschrieben, als ein liebes Andenken.

Am 30. November ging unser Marsch sehr bald von der großen Straße Bellegarde-Chateauf südlich ab und führte meist auf einsamen Seitenwegen durch viele Wäldungen bis nach Bouzy, einem ziemlich großen Dorfe, in dessen Wirtshaus außer für die fünf Offiziere auch für uns drei Gefangene ein Abendessen beschafft und gute Betten geliefert werden konnten, natürlich gegen Bezahlung, während die gefangenen Mannschaften in diesen Tagen immer in den Kirchen untergebracht werden mußten. Am 1. Dezember marschierten wir zur Voire, überschritten sie auf einer Kettenbrücke und kamen bis zu dem Städtchen Sully. Auch hier durften wir noch den Abend mit den lebenswürdigen und rücksichtsvollen Herren aus Avignon zusammen sein. Soweit meine Stimmung mir erlaubte, mich für unsre Eskorte zu interessieren, waren diese Tage sehr lehrreich, zumal da sie keine neuen Unannehmlichkeiten brachten. Zum erstenmal in meinem Leben war ich mit Franzosen in solcher Zahl zusammen, die sich nun auch vor uns keinen Zwang aufzuerlegen brauchten, wie etwa die Bewohner der Ortschaften, in die wir Deutschen bisher als Sieger und Eroberer, wenn auch sehr rücksichtsvolle, gekommen waren; zum erstenmal lernte ich lebhaftes Südfranzosen kennen, die sich ganz unbefangen gaben und ihrer Munterkeit keine Zügel anlegten. Wie die Offiziere sich teilnehmend gegen uns zeigten, so ließen es auch Unteroffiziere und Mannschaften an Rücksicht und Artigkeit gegen die gefangenen Mannschaften im ganzen nicht fehlen, ja sie bemühten sich geradezu, sie aufzuheitern. So hörten wir, und man wird es wohl nicht mißverstehen, wenn ich hinzufüge, mit Interesse, die Marseillaise singen und mußten anerkennen, daß es eine schöne, klangvolle Melodie sei; auch ein Soldatenlied, dessen Melodie ganz unsrer alten Weise „Wer will unter die Soldaten“ glich, wurde uns mehrfach vorgesungen. Das Verhalten dieser Soldaten machte überhaupt einen guten Eindruck; bei aller Lebhaftigkeit und Unruhe doch

keine Zügellosigkeit, keine Trunkenheit; im allgemeinen herrschte Ordnung und Gehorsam, wenn auch natürlich nicht so strammer, wie wir ihn von unsrer preussischen Infanterie gewohnt waren.

Leider mußten wir uns am Morgen des 2. Dezembers von dieser Eskorte verabschieden und wurden zu weiterm Geleite der garde nationale sédentaire von Sully übergeben, wobei wir zugleich erfuhren, daß wir nach Orleans gebracht werden sollten. Also ging nun der Marsch parallel mit dem Flusse stromabwärts, und wir kamen an diesem Tage bis Jargeau, wo wir drei unter gehöriger Bewachung, mit einem Posten sogar vor der Thür unsers Schlafzimmers, in einem Gasthause untergebracht wurden, was wir am andern Morgen recht teuer bezahlen mußten. Der vierte Marschtag, der 3. Dezember, führte uns dann unserm vorläufigen Ziele, der Stadt Orleans, zu.

An diese beiden Marschtage und ihre Erlebnisse kann ich nur mit großer Bitterkeit, ja mit Unwillen zurückdenken, theils wegen der Eskorte, die uns gegeben war, theils wegen der Bevölkerung der Orte, durch die wir nun zogen. Unsrer Eskorte war ja nicht eigentlich eine militärische, bestand gar nicht aus wirklichen Soldaten. Ich wüßte auch keinerlei Körperschaft in Deutschland, der ich sie vergleichen könnte oder möchte, denn die Schützengesellschaften auch unsrer kleinsten Städte würde ich tief herabsetzen, wenn ich ihnen diese Leute — am liebsten sagte ich, diese Bande — an die Seite stellen wollte. Allerdings waren es tatsächlich die citoyens von Sully und am andern Tage von Jargeau; sie waren uniformirt — nur im Fußzeug herrschte keine Gleichmäßigkeit, da neben Stiefeln und Leder-
schuhen auch Holzschuhe von ziemlich vielen getragen wurden — und in Kompagnien formirt, und sie standen unter dem Befehle von sogenannten Offizieren, die sie selbst aus ihrer Mitte gewählt hatten. Aber diese „Offiziere“ unterschieden sich von den Mannschaften durch nichts weiter, als durch die Abzeichen an der Uniform und dadurch, daß sie statt eines Gewehrs einen Säbel trugen; an Bildung über-
ragten sie sie in keiner Weise und hatten offenbar auch gar keine Autorität über sie. So herrschte denn auch so gut wie gar keine Disziplin und Ordnung in der Schar; im allgemeinen tat jeder, was er wollte, ging, wie und wo es ihm beliebte usw. Gegen uns Gefangne nun, die wir ihnen doch nicht nur zur Bewachung, sondern auch zur Obhut übergeben waren, benahmen sich die meisten dieser edeln citoyens français höchst ungezogen und unmanierlich, höhnten und verspotteten uns im ganzen und einzeln ohne jede Spur von Rücksicht. Und die „Offiziere“ versuchten nicht einmal, das zu hindern, ja sie beteiligten sich wohl gar selbst daran, lachten jedenfalls über die faulen Witze, die über uns gemacht wurden usw. Zum Glück verstanden wir alle das meiste und gewiß kräftigste, was diese Leute in ihrem patois über uns sprachen und scherzten, gar nicht und merkten nur an ihren Mienen und Gesten, daß wir von ihnen verhöhnt wurden; natürlich taten wir ihnen auch gar nicht den Gefallen, uns darüber zu ärgern, sondern bemühten uns möglichst gleichgiltig dreinzuschauen.

Schon während des ganzen 2. Dezembers und noch viel mehr am 3. hörten wir von rechts her den Schall lebhaften und heftigen Kanonendonners, woraus wir schlossen und hofften, daß die Unsrern im erfolgreichen Vorrücken auf Orleans seien. Da schoß uns wohl einmal der Gedanke durch die Seele, es möchten ein paar der berühmten und gefürchteten uhlands, und wäre es auch nur eine Patrouille, dahergesprengt kommen, wie würden dann wohl unsern citoyens davonlaufen, wie leicht könnten wir befreit werden! Aber leider waren solche Gedanken eitel und töricht, denn die kämpfenden deutschen Truppen waren ja noch meilenweit von uns entfernt, und vor allem trennte uns die Loire von ihnen. Ähnliche Gedanken oder Befürchtungen mögen aber auch den Franzosen, die uns eskortierten, gekommen sein und sie nur noch mehr zu rüpelhaftem Benehmen gegen uns getrieben haben; jedenfalls wurde dieses ärger, je heftiger und lauter der Kanonendonner scholl. Auch die Bevölkerung der Ortschaften, durch die wir zogen, zeigte sich, je mehr

wir uns am 3. Dezember der Stadt Orleans näherten, um so aufgeregter, indem sie nicht nur ihrer Freude, einmal gefangne Prussiens zu sehen, eifrig und lebhaft Ausdruck gab durch Rufe wie: vive la France, à bas la Prusse! sondern uns auch mancherlei Spott- oder Schimpfworte zurief, von denen wir jedoch außer den bekannten bête, cochon, chien nichts verstanden. Einzelne suchten sich auch wohl tödtlich an einigen der Gefangnen zu vergreifen, doch muß ich der Wahrheit gemäß berichten, daß unsre Nationalgardisten wenigstens das verhinderten.

So kam unser Zug, immer mehr umtobt von der aufgeregten Bevölkerung, nach Orleans. Der Einzug in diese Stadt nun war ganz schlimm und fürchterlich für uns. Orleans war ja schon einmal für längre Zeit im Besitz der Deutschen gewesen, und erst vor wenig Wochen, Mitte November, hatte sich der General von der Tann genötigt gesehen, diese Stadt wieder zu räumen. Nun wurde wieder in der Nähe gerade um den Besitz dieser Stadt gekämpft, wieder mußten die Einwohner aus nicht gar großer Entfernung den Kanonendonner aus den Schlachten hören, in denen sich auch ihr Schicksal entschied; sie mußten voraussehen oder wenigstens befürchten, daß die Deutschen noch einmal als Sieger und als Eroberer einziehen würden. So kann man wohl die ganz furchtbare Aufregung der Bevölkerung erklären, in die wir unglücklichen Kriegsgefangnen nun hineingeführt wurden. Das, was wir da sahen und hörten, spottet einfach aller Beschreibung, die Eindrücke dieser Stunde lassen sich gar nicht wiedergeben, sie sind jedenfalls nächst der Gefangennahme selbst das Entsetzlichste, was ich je erlebt habe.

Schon in dem letzten, sich lang hinziehenden Dorfe St. Jean und dann in dem Faubourg St. Morceau auf dem linken Ufer der Loire war die Aufregung der Bevölkerung noch viel größer und der Lärm noch viel stärker, als in den vorher passierten Ortschaften. Als wir dann die Brücke zwischen einem dichten Spalier schreiender und lärmender Menschen überschritten hatten und bald nach rechts in eine breite und lange Straße einbogen, empfing uns ein so gewaltiges Töten und Schreien aus vielen Hunderten, ja Tausenden von Kehlen, daß man vor Entsetzen beinahe zurückprallte. Die Straße war an beiden Seiten dicht gefüllt und alle Fenster besetzt von Menschen jedes Alters und Geschlechts, die sämtlich schreien und tobten, als wären sie von Furien gepeitscht, und ein wüthes Gemisch von Jubelrufen und Schimpfworten umschwirrte uns von allen Seiten. Ich ging im ersten Gliede der Gefangnen zwischen dem Fähnrich und dem Vizefeldwebel, alle drei mit dem Helm bedeckt. „Keine Miene verziehen,“ raunte ich ihnen zu, und so schritten wir, ohne nach rechts oder links zu sehen, mit fest aufeinander gefnissnen Lippen einher und bemühten uns, keinerlei Empfindung zu äußern und durch nichts zu zeigen, welchen Eindruck dieses Gebahren der Bevölkerung auf uns machte. Immer in derselben schrecklichen Weise umtobt zogen wir durch mehrere Straßen, kamen an der Kathedrale und einem Standbilde der Jeanne d'Arc vorbei und am Hotel de Ville vorüber. Auf dem freien Platze vor diesem sahen wir verschiedene Haufen Bewaffneter, zum Teil in ganz phantastischen Uniformen, also mehrere Scharen Franktireurs. Einen großen langbärtigen Mann sah ich plötzlich aus einem dieser Haufen vorspringen und sein Gewehr auf mich anlegen. Ob er die Absicht hatte, wirklich auf mich zu schießen, oder ob er sich nur den Spaß machen wollte, mir Furcht einzujagen, kann ich natürlich nicht wissen; ich sah nur, wie das Gewehr von einem andern Manne zurückgeschlagen wurde, und einen Schuß habe ich nicht gehört. Nachdem wir noch einige Straßen durchschritten hatten und überall in derselben Weise sozusagen Spießruten gelaufen waren, wurden wir drei vor einem großen Gebäude genötigt, in ein weites Tor einzutreten; wir dankten Gott aus tiefstem Herzen und atmeten auf, als wir uns zunächst in Ruhe und Sicherheit sahen. Was aus den Mannschaften wurde, erfuhren wir nicht; die armen Leute sind damals nach der Insel Oléron, nahe bei der Mündung der Gironde, geschafft

worden, wo sie eine höchst elende Zeit in Schmutz und Not unter Entbehrungen jeder Art haben durchmachen müssen.

Das große Haus, in das wir eingetreten waren, war ein Hospital. Wir mußten lange Gänge durchwandern und wurden schließlich in ein Zimmer geführt, wo wir zu unsrer Überraschung noch zwei Leutnants und einen Vizewachtmeister von der zweiundzwanzigsten Division antrafen, die am Tage vorher an verschiedenen Stellen des Schlachtfeldes gefangen genommen und nun in ähnlicher Weise wie wir nach Orleans gebracht worden waren. Ein Hospitaldiener gab uns zu essen und zu trinken, und so verstrich einige Zeit, in der wir sechs Deutschen, die so plötzlich zusammengewürfelt und Leidensgenossen geworden waren, uns oberflächlich bekannt machten und unsre Erlebnisse und Eindrücke von den letzten Tagen und Stunden austauschten.

Bald kam ein Gendarmerieoffizier, der den Auftrag hatte, mit uns über unser weiteres Geschick zu verhandeln. Er brachte ein Schriftstück mit, durch dessen Unterzeichnung wir uns auf unser Ehrenwort verpflichten sollten, im ganzen weiteren Verlaufe des Feldzugs nicht mehr gegen Frankreich zu kämpfen. Danach sollten wir, wie er uns mittheilte, sofort in Freiheit gesetzt werden und complètement libres sein; andernfalls, so kündigte er uns an, würden wir am Abend nach Südfrankreich gebracht werden. Sicherlich war keiner von uns im Zweifel darüber, daß wir ein solches Schriftstück unter keinen Umständen unterzeichnen dürften und könnten. Doch verständigten wir uns rasch darüber, die Unterzeichnung nicht gleich ganz einfach abzulehnen, sondern zunächst einmal zu hören, was man denn für den Fall, daß wir unterzeichneten, mit uns zu machen gedenke. Glücklicherweise konnte der eine der beiden Offiziere gut und gewandt französisch sprechen und somit für uns die Unterhandlung führen. Aber diese dauerte nicht lange, da der französische Offizier, der sich übrigens sehr höflich gegen uns benahm, auf die Frage, was man mit uns vorhabe, ob man uns an die deutsche Grenze oder etwa nach der Schweiz bringen, oder ob man uns bei unsern Vorposten abliefern wolle, nichts weiter zu erwidern wußte, als: *Alors vous serez complètement libres*. Unser Sprecher versuchte ihm klar zu machen, daß es doch ganz unmöglich sei, daß wir einfach in Orleans auf die Straße geschickt und der Wut des Pöbels preisgegeben würden, von dessen Aufregung wir sämtlich gerade genug gesehen und gehört hatten, doch er hatte weiter keine Antwort als sein „Sprüchlein“: *Vous serez complètement libres*. So lehnten wir es denn natürlich ab, die Erklärung zu unterschreiben, und erklärten uns bereit, über uns ergehen zu lassen, was die Behörden für gut befänden. Nunmehr wurden wir durch denselben Offizier aufgefordert, schriftlich auf Ehrenwort zu versprechen, daß wir auf unserm Transporte nach dem Süden Frankreichs keinerlei Versuch machen wollten, zu entweichen. Er empfahl uns dringend, diese Erklärung abzugeben, indem er uns in sichere Aussicht stellte, daß dann der Transport in einer uns möglichst wenig belästigenden und drückenden Weise erfolgen werde. Wir konnten uns nicht verhehlen, daß jeder Versuch zu fliehen aus Orleans oder später aus der Eisenbahn ganz unmöglich und ein ganz zweckloses Rennen in den sichern Tod sein würde; so trugen wir kein Bedenken, dieses Schriftstück sofort zu unterzeichnen.

Es wurde uns nun die Gelegenheit geboten, uns durch einen Hospitaldiener für die mehr als vierundzwanzigstündige Reise Brot und Wurst, Wein, Cognac, Zigarren usw. zu besorgen, und mit solcher Reisekost wohl versehen wurden wir am Abend von einigen Gendarmen meist durch stille Nebenstraßen nach dem Bahnhof geführt, wo wir wenig beachtet und ganz unbehelligt ankamen. Nur von zwei Gendarmen begleitet, von denen jeder an einer Thür seinen Platz nahm, fuhren wir in einem Coupé zweiter Klasse ab und mußten nun die Nacht und den ganzen folgenden Tag ohne größere Unterbrechungen reisen. Auf den Haltestellen wurden wir in der Regel gar nicht beachtet; nur in Bourges und in St. Etienne gab es

längern Aufenthalt, weil Zugwechsel stattfand, und wir diesen in den Wartesälen abwarten mußten. Da waren wir natürlich der Gegenstand der Neugierde und wurden viel begafft, namentlich auch von jungen uniformierten Leuten, die sich sammelten, um in den Krieg zu ziehen; sonst verlief die Reise ohne irgendwelche bemerkenswerten Erlebnisse. An Stoff zur Unterhaltung fehlte es uns ja nicht, und das Bedürfnis zu schlafen stellte sich auch ein, sodaß die Stunden dahinsflogen. Die beiden Gendarmen, das möchte ich noch hervorheben, erwiesen sich unterwegs als höchst anständige und ehrenwerte Soldaten; sie unterhielten sich sehr wenig mit uns und nahmen nichts von uns an, kein Gläschen Kognak, keine Zigarre! Am Abend des 4. Dezembers endete unsre Reise in Le Puy en Velay, unserm Ziele, wo wir ungefähr um dieselbe Stunde eintrafen, in der sich die ersten deutschen Truppen der Stadt Orleans wieder siegreich bemächtigten, die wir vor reichlich vierundzwanzig Stunden als Kriegsgefangne verlassen hatten!

Bei unsrer Ankunft in Le Puy gegen neun Uhr Abends wurden wir auf dem Bahnhof von einem Kapitän der Gendarmerie sehr höflich empfangen und in Droschken ins Hôtel du Nord gebracht, wo wir zunächst logieren mußten, und wo, wie uns gleich erzählt wurde, schon mehrere gefangne deutsche Offiziere wohnten. Mit einigen von diesen, die auf ihren Zimmern zusammen saßen, machten wir uns noch am Abend bekannt und ließen uns einiges von dem Leben, das man dort führte, erzählen. Wir konnten damals natürlich noch nicht ahnen, daß uns nach Gottes Ratschluß ein fast dreimonatiger Aufenthalt hier bevorstand, wohl in äußerer Sicherheit und ohne Lebensgefahr, aber doch so fern von unsern Lieben daheim, fern von unsern Kameraden im Felde. Am nächsten Vormittag holte uns ein Gendarm ins Bureau des genannten Kapitäns, der uns die nötigen Verhaltensmaßregeln gab. Zunächst mußten wir, wie es die bisher hier eingetroffenen Offiziere ebenfalls getan hatten, eine Erklärung unterzeichnen, durch die wir uns auf Ehrenwort verpflichteten, nicht zu entfliehen; da wir ja etwa zwanzig deutsche Meilen von der schweizerischen und der italienischen Grenze entfernt waren, brauchten wir kein Bedenken zu hegen, solche Verpflichtung auf uns zu nehmen. Danach erhielten wir die Erlaubnis, ganz nach unserm Belieben in einem Hotel oder in *chambres garnies* zu wohnen und auch sonst unser Leben einzurichten, wie wir wollten; nicht nur in der Stadt, sondern auch in der nähern Umgegend durften wir frei umhergehen. Einige Restaurants und zwei Cafés wurden namhaft gemacht, die wir besuchen könnten, während uns empfohlen wurde, alle andern öffentlichen Lokale zu meiden. Wir erhielten ferner den Befehl, uns jeden Sonntag Mittag zu dem regelmäßigen „Appell“ im Hôtel de Ville einzufinden, bei dem festgestellt wurde, ob alle Gefangnen am Platze waren, und allgemein interessierende Dinge zur Mitteilung gelangten. Endlich gab uns der Kapitän den Rat, um die *sentiments* der Bevölkerung zu schonen, uns möglichst wenig in Uniform zu zeigen, sondern recht schnell uns zu *mettre en bourgeois*.

Hierauf waren wir schon am Abend vorher durch die erwähnten Kameraden vorbereitet worden, wußten aber auch schon, daß dieses nicht so einfach sei, da die Kaufleute und Handwerker in Le Puy den Gefangnen nichts auf Kredit gaben und deutsches Geld nicht annahmen; von diesem hatten wir aber auch nicht genug bei uns. So war unsre dringendste Sorge, Geld zu bekommen, und wir schrieben also sofort an die Unsern in der Heimat, damit diese uns durch einen Schweizer Bankier Geld anweisen ließen. Auf den Rat mehrerer von den schon hier lebenden Kameraden wandten wir uns auch mit einer Bitte um Geld an den preussischen Gesandten in Bern, und dieser sandte uns sehr rasch eine Summe Geldes, die uns im Laufe des nächsten Jahres nach unsrer Freilassung auf dem Instanzenwege wieder abgefordert worden ist. Ehe wir aber nicht genug Geld hatten, erhielten wir keinen Zivilanzug geliefert, wenn wir ihn uns auch anmessen lassen konnten. Ebenso fehlte es uns natürlich auch an Wäsche und Unterzeug, kurz an allem, da ja keiner davon mehr bei sich hatte, als was er auf dem Leibe oder in seinem

kleinen Tornister trug, und auch von den andern Kameraden konnte nur wenig Geld zur Anschaffung des Allernötigsten entziehen werden. Somit waren wir in der ersten Zeit genötigt, möglichst wenig auszugehn, vielmehr uns fast ganz auf das Leben zu Hause, d. h. im genannten Hotel, zu beschränken.

(Schluß folgt)



Die Klabunkerstraße

Roman von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

20



n diesem Nachmittage stand die Äbtissin vor ihrem Schreibtisch und blätterte in einigen Papieren, als ihr der Baron Wolf gemeldet wurde.

Eilig ging sie ihm entgegen.

Wolf! Welche angenehme Überraschung!

Besorgt sah er in ihr schmales Gesicht. — Du siehst nicht gut aus, Afta! Was quält dich? Wird Melitta dir zu viel?

Eifrig wehrte sie ab.

Mir fehlt nichts. Das Sommerwetter greift mich immer etwas an. Schön, daß du kommst! Herr Seifert ist einmal wieder in die Ferien gegangen, und ich sitze über geschäftlichen Sachen, deren Verständnis mir schwer wird.

Also Melitta wird dir nicht zu viel? fragte er noch einmal. Ich wollte sie mir heute eigentlich auf den Dovenhof holen und deine Gastfreundschaft nicht länger in Anspruch nehmen. Mein Gut verlangt die Anwesenheit des Herrn.

Es war ihm, als atmete seine Schwester erleichtert auf.

Du mußt mit deiner Frau sprechen, Wolf. Ich sehe sie wenig, sehr wenig; meine Zeit ist in Anspruch genommen. Die Damen sind zum Teil verreist, und ihre Geschäfte muß ich ebenfalls erledigen.

Mit einer gewissen Absichtlichkeit brachte sie das Gespräch auf die Angelegenheiten des Klosters und fragte dann nach dem Dovenhof. Wolf erzählte, daß es Herrn Schröder besser ginge, und daß er eine Hilfskraft für ihn gefunden hätte. Dann setzten sich die Geschwister zusammen hin und vertieften sich in eine Geldangelegenheit, die Sache des Rendanten war, die dieser aber versäumt hatte, vor seiner Abreise zu erledigen. Wolf versprach, nachher im Vorzimmer einen Brief zu schreiben. Er kannte ja die Art der Geschäfte von früher her. Als er fertig war, verließ er seine Schwester, um nach Melitta zu sehen. Aber sie war im ganzen Haus nicht zu finden, und der Diener sagte, daß sie im Klosterpark sei. Wolf begab sich also auf die Suche nach ihr, fand sie jedoch nicht und setzte sich dann in das Vorzimmer, wo er einstmals als Vertreter des Rendanten gearbeitet hatte. Seine Gedanken wanderten in die Zeit zurück, wo er noch nicht den Dovenhof besessen hatte, und Elisabeth seine Frau gewesen war. Mit Vorliebe ging er allem Nachdenken aus dem Wege. Seitdem er mit Melitta verheiratet war, ließ er das Leben an sich vorübergleiten. Meist trug er ein verdroffenes Gefühl mit sich herum, und von seiner ehemaligen sorglosen Heiterkeit war keine Spur mehr vorhanden. Mit den Jahren verschwand eben die Lustigkeit.

Starr sah er aus dem Fenster auf den breiten Kiesweg und die grünenden Büsche. So grün war es auch in dem Garten gewesen, wo er sich mit Elisabeth verlobt hatte. Er wußte genau, wie sich die schlanke Mädchengestalt von dem tiefen